

die Siebezüge auch auf die tiefst gelegenen Fleischschichten hinreichend einzuwirken vermag.

[Was Kriege kosten.] Die Kosten des deutsch-französischen Krieges von 1870 betrugen für Frankreich ungefähr 7,791,000,000 Mk., wozu noch ungefähr 3,633,000,000 Mk. für das abgetretene Gebiet gerechnet werden können. Die deutschen Kriegskosten waren natürlich geringer, da die Truppen auf feindlichem Boden operierten. Von deutscher Seite wurden amtlich 987,000,000 Mk. Kriegskosten berechnet. Andere zeitgenössische Kriege waren verhältnismäßig viel kostspieliger. So kostete der amerikanische Sezessionskrieg 6,939,000,000 Mk. Der Krimkrieg kostete England 3,507,000,000 Mk. und die Expedition nach Abyssinien ungefähr 179,000,000 Mk.

— Einer der originellsten Vereine Berlins ist der „Verein der fideles Kahlköpfe.“ Derselbe feierte am Sonnabend im Bärwirth'schen Saale, Rosenthalerstraße 4, in höchst launiger Weise sein viertes Stiftungsfest. Sehr gelungen waren die Festlieder, von denen wir hier einige besonders treffende Verse wiedergeben:

Ihr Brüder wollt Euch nur nicht grämen,
Daß schwach das Haar und kurz der Bopf;
Sobald wir unsern Hut abnehmen,
So heißt's: „Ist das ein heller Kopf!“

Selbst Bismarck war noch unerfahren,
So lang' er Fingerringe trug;
Bis später erst, in reifen Jahren
Er sie verlor, und wurde — kugl!

Wir sind auf die Frisur nicht eitel,
Wie man die Haare teilt und reibt;
Der ganze Kopf bei uns ist Scheitel —
Vom Scheitel kommt das Wort „geheißt!“

[Unangenehme Ueberraschung.] Einem Kaufmann aus Frankfurt wurde vor etwa vier Jahren in Hamburg der Militärpaß entwendet. Er legte der Sache weiter keine Bedeutung bei und ließ sich ein Duplikat ausstellen. Wie sehr erschrocken er aber, als er vor kurzem eine Vorladung erhielt, die mit den Worten begann: „In der Strafsache gegen Sie wegen Diebstahls einer Brillantbroche werden Sie vor den Herrn Amtsrichter N. N. geladen.“ Der bestürzte Kaufmann eilte sofort hin und hier stellte sich denn heraus, daß der wirkliche Spießhube unter des Geladenen Namen, gestützt auf dessen Militärpaß, sich in Frankfurt ausgehakt hatte.

[Gefährliche Drohung.] Man schreibt uns: Herr Knörpel, der erste Buchhalter eines großen Bankhauses in Frankfurt a. M., ist von der gütigen Mutter Natur sehr stiefmütterlich mit körperlichen Vorzügen bedacht worden. So klein und schwächlich jedoch seine Gestalt, so groß und mächtig ist sein galliger Humor, dem er nur zu häufig auf Kosten seiner Untergebenen frei die Zügel schiefen läßt. Mit wirklich raffinierter Bosheit behandelt er aber diejenigen jungen Angestellten, die sich eines stattlichen Aeußeren zu erfreuen haben, und unter ihnen besonders den neuen Kontokorrentisten Langhans, dessen prächtige Hünenfigur im schreiendsten Gegensatz zu dem kümmerlichen Größenverhältnis des ersten Buchhalters steht. Der Letztere sollte jedoch in dem jungen Kontokorrentisten seinen Meister finden, der ihm mit einer fürchterlichen Drohung ein für allemal die Lust zu seinen beliebigen bissigen Ausfällen benahm. Herr Knörpel hatte wieder einmal, hinter dem Vollwerk seines riesigen Hauptbuches hervor, die Geduld des bescheidenen jungen Mannes auf eine harte Probe gestellt. Als aber diesmal das Zanken und Schimpfen hinter dem mit Messing beschlagenen Buchungstisch gar kein Ende erreichen wollte, da richtete sich Herr Langhans zu seiner ganzen imponierenden Größe auf und sagte mit lauter, im ganzen Komptoir hörbarer Stimme und mit scharfer Betonung: „Treiben Sie mich nicht zum Aeußersten, Herr Knörpel, sonst könnte es einmal einen schlimmen Ausgang für Sie nehmen. Wenn ich mir auf gar keine andere Weise Ruhe verschaffen kann, lege ich Sie in Ihr Hauptbuch, klappe es zu und vergesse das Folio!“ Das schreckensbleiche Gesicht des Buchhalters bewies, daß er die entsetzliche Tragweite der gefährlichen Drohung sofort richtig erfaßt hatte.

— Eine komische, aber kostspielige Verwechslung ist dieser Tage in Mainz vorgekommen. Ein Pferdemeßger hatte von einem Handelsmann aus einem benachbarten Orte eine ziemlich bejahrte Mähre — Schimmel — um billiges Geld erstanden und

sollte das Tier geschlachtet werden; doch wurde dasselbe bis zu diesem Zeitpunkte bei einem Gastwirth in dessen Stallräumlichkeiten untergebracht. Als nun das Pferd geschlachtet werden sollte, gab der Pferdemeßger seinem Knecht den Auftrag, den Schimmel einstweilen in das Schlachthaus zu führen und totzuschlagen, zum Schlachten werde er selber kommen. Der Knecht begab sich in das ihm angegebene Gasthaus, ging in den Stall, nahm den darin befindlichen Schimmel, führte denselben in das Schlachthaus und schlug ihn tot. Einige Augenblicke später kam auch der Pferdemeßger selbst in das Schlachthaus; wie erschrocken er aber, als er anstatt seiner dünnen Mähre einen prachtvollen Schimmel tot auf der Erde liegen sah; sein Knecht hatte das wertvolle Pferd eines Landwirths, der in dem Gasthause wohnte, irtümlicher Weise totgeschlagen, der dünne Klepper aber stand wohlgenut in der Klemme. Den entstandenen Schaden hat nun der Pferdemeßger aus seiner Tasche zu zahlen.

[Eine Partie Schach um ein Menschenleben.] Ueber das Pariser Schachleben entnehmen wir einem längeren Artikel der „Frankfurter Schachzeitung“ Folgendes: „Mirabeau, Barrere, Danton, St. Just und Robespierre waren regelmäßige Besucher des „Café de la Régence“. Zur Zeit der Schreckensherrschaft fand der blutige Deputierte von Arras nur wenige Gegner, die kaltblütig genug waren, mit ihm zu spielen. Eines abends, als er sich im Café langweilte, nahm ein klein gewachsener, junger Mensch, hübsch wie ein Amor, ihm gegenüber Platz und schob lautlos eine der aufgestellten Figuren. Mechanisch schob nun auch Robespierre, und die Partie war im Gange. Der junge Mann gewann die erste, Robespierre die zweite, verlor aber die dritte wieder. „Es ist genug“, sagte der Diktator, der sich vor Wut die Finger blutig biß, denn er fühlte sich in seiner Eigensitte gekränkt, „aber um welchen Einsatz spielt man?“ „Um den Kopf eines Mannes“, erwiderte der Jüngling mit bebender Stimme, „ich hab' ihn gewonnen, gib' ihn mir schnell, sonst nimmt ihn der Henker morgen.“ Und indem er einen Freilassungsschein zu Gunsten des Grafen N. aus der Tasche zog, reichte er ihn dem schrecklichen Gegner. Entwaffnet von so viel Kühnheit, unterzeichnete Robespierre, nicht ohne den mutigen „Bürger“ um seinen Namen zu fragen, „Sag' lieber „Bürgerin.“ Ich bin die Braut des Grafen N. Dank Dir und Lebwohl!“

[Französische Zukunftspoesie.] „Die Schlacht bei Rheims im Jahre 1904, oder: Die Einnahme von Metz und Straßburg“, heißt ein Lied, das eben in Paris erschienen ist und der „Deutsch. Ztg.“ zugesandt wurde. Das Lied zeigt, wie sehr den Franzosen die Siege in Tonkin zu Kopfe gestiegen sind; es ist „dem künftigen Besieger Deutschlands, dem General Negrier“ gewidmet und hat auf dem Titelbilde ein Bild, auf welchem der genannte General, mit seinem Gefolge stolz zu Pferde, soeben dem Fürsten Bismarck, der in Rüstung vor ihm steht, den Säbel abnimmt; hinter Bismarck hält als Kaiser der deutsche Kronprinz, den Arm in der Binde, mit anderen deutschen Generalen und Offizieren als Gefangener. Oberhalb dieser Aufschneiderei ist der Straßburger Münster und der Turm des Meher Domes sichtbar, darunter ein Band mit der Aufschrift: „Wer da? . . . Frankreich!“ In neun Strophen erzählt ein „Mobsot“, natürlich ein Pariser, von der großen Schlacht, in welcher Deutschland besiegt wurde:

Dans les plaines de la Champagne
Nous avons vaincu l'Allemagne!
Que l'on illumine Paris,
Strasbourg et Metz sont repris.“

Eine zehnte Strophe ist Bismarck gewidmet: „Nache nur! Eines Tages werden wir dir diesen Refrain durch den Mund unserer Kanonen zurufen“, und in der elften Strophe „à Guillaume“ wird dem alten Kaiser prophezeit, daß er den Refrain noch in seiner Gruft von französischen Bataillonen werden singen hören. Den besten Witz haben zu dieser Mailheidenthat die Ereignisse gemacht. Kaum war das Lied in den Schaufenstern erschienen, kamen die Hubschposten aus China. Sofort verschwand das Lied wieder.

[Schönes Vermächtnis.] Der in Gent (Belgien) verstorbene Bürger Nicaise hat der Stadt sein ganzes Vermögen — über eine und eine halbe Million Franken — mit der Bestimmung vermacht, daß dasselbe zum Nutzen des Volksunterrichts seitens der Stadt verwendet werden soll.

Auflösung des Rätsels in Nr. 15 des Sonntagsblattes: Fuß.

Sonntagsblatt

Unterhaltung und Belehrung.

Verantwortlicher
Redakteur:
H. W. Crone.

Beilage des Jüdenscheider Wochenblatts.

Druck und Verlag
von W. Crone jr.

Nr. 16.

Samstag, den 18. April.

1885.

Die Frankenburg.

Original-Roman von M. Romany.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung.

Als einige Tage später das Schneegestöber einem trockenen Frostwetter wich, befahl die Gräfin, nachdem sie sich von der Mittagssruhe erhoben, die alte Wirtschaftlerin zu sich herein.

„Barbara“, sprach sie; „Du bist unserem Hause anhänglich und treu in Deinem Dienste?“ — „Daß der Herr mich in meinen späten Jahren vor einer Untreue bewahre!“ erwiderte Frau Lockwald, indem sie eine Miene voll ernster Würde annahm; „und anhänglich — nun —“

„Gewiß“, versicherte die Gräfin schnell; „darum eben bescheide ich Dich zu mir. Ich will“, fuhr sie fort, „morgen mit dem Frühzuge eine Reise unternehmen, von der jedoch keiner von den Leuten etwas ahnen soll. Willst Du es auf Dich nehmen, meine Abwesenheit zu verheimlichen, Barbara?“ — „Das will ich“, entgegnete die Alte, „und werde meinen Auftrag wohl zu vollführen verstehen.“

„So trage Sorge, daß niemand mich fortgehen sieht. — Ich reise nicht weit, etliche Meilen von hier; in drei, höchstens vier Tagen bin ich zurückgekehrt. Vermüth: Dich, alles auf eine Weise zu halten, daß niemand außer Dir mein Geheimnis erfährt. Ich kann auf Dich zählen, Barbara, wie?“ — „Wie auf unseren Erbsen“, entgegnete die gutmüthige Alte, „ist es doch die einzige Aufgabe meiner späteren Jahre, der gnädigen Herrschaft in allen Stücken zu Willen zu sein!“

Klothilde öffnete ein Kästchen und nahm aus demselben eine mit Perlen besetzte goldene Spange hervor.

„Nimm das“, sprach sie freundlich, „und während meiner Abwesenheit gib wohl Achtung, daß meinem Sohne, den ich hier lasse, alles nach Wunsch und Willen geschieht.“ Mit diesen Worten entließ sie die beglückt dastehende Alte und begab sich in das obere Stockwerk, wo sie mit eigener Hand die Vorkehrungen zu ihrer baldigen Abreise betrieb.

Das an sich einfache und unbedeutende Fischerdorf Berlamo, welches unweit der französischen Grenze und also in nicht zu großer Entfernung von Nizza, dem Eldorado des europäischen Erdbodens, an den majestätischen Ufern des mittelländischen Meeres liegt, würde wohl bis jetzt, wie auch in alle Zukunft, nie in seiner friedlichen Ruhe gestört worden sein, wenn nicht eben seine überaus pittoreske Lage es wäre, die zahlreichen Touristen und schaulustigen Reisenden während der Saison aus den größeren Bädern zum Ausfluge dient.

Das Städtchen selbst ist gering. Eine einfache Kirche, schlechte Schule, ein noch minderes Erziehungshaus für die verwaisten

Kinder der Ortschaft, tragen nicht besonders zur Kultivierung der Bevölkerung bei; und so ist es begreiflich, daß die Bewohner nichts können und verstehen, als ihren Fischfang, oft nicht einmal des Lesens und Schreibens kundig sind.

Dennoch — die Sucht nach Gold macht erfinderisch, wie wir wissen — entstanden Gasthöfe in Berlamo von Jahr zu Jahr. Die Nachfrage um Wirtshäuser und Hotels wurde häufiger, je mehr das Städtchen ein Ausflugsplatz für wanderlustige Reisende ward, und so fand sich gar bald eine Anzahl Spekulanten, die wie die Folge lehrte, bei eifriger Regsamkeit das angelegte Kapital sich reichlich verzinsen sahen. So standen die Verhältnisse, als spät am Abend eines der ersten Dezembertage Klothilde von Sternenberg im Adlerhotel ihr Absteigequartier nahm.

Die Wahl ihrer Kleidung war einfach; ein schwarzes Rechenmütze, Reisemantel, ein schlichter, schwarzer Hut machte ihre ganze Toilette; eine kleine Reisetasche war das einzige Gepäck, welches sie bei sich trug. Es war eine lange, eine trübselige Fahrt für die arme Frau gewesen, die Reise von der Frankenburg bis hinunter an die Küste des Mittelmeers; wie viele bunte, wie viele phantastische hatten sich nicht vor ihrem Geiste entfaltet, wie viele ängstlich qualvolle Gedanken ihr armes Herz zusammengeknüpft!

Vielleicht, ach vielleicht! — war ihr ganzes Vangen, ihre Sorge umsonst; vielleicht hatte niemals ein enger Bund zwischen ihrem Gatten und dieser Annetta bestanden! Vielleicht hatte nur eine heimlich glühende Leidenschaft dieses Bürgermädchen irre geleitet, vielleicht, weil ihre Gefühle keine Erwidderung fanden, ihr das Leben auf dieser Erde zur unerträglichen Last gemacht! Klothildens Herz blutete schwer. — Sie hatte ihren Gatten mit Innigkeit geliebt, hatte ihr ganzes Dasein, ihre ganze Seele uneigennützig ihm zu eigen gegeben! Schon die Mutmaßung, der Gedanke an die Möglichkeit, daß das Bild eines anderen Weibes im Stande gewesen sein könnte, sie aus seinem Herzen zu verdrängen, traf wie ein giftiger Pfeil ihr trauerndes Gemüth. — Weiter aber in ihrem Gedankengange wollte die Gräfin nicht gehen, zu was sollte es ihr nützen? sie hatte ja ohnehin ihre Trübsal; denn so kummervoll, so traurig, wie sich ihr in der Folge gestaltete, hatte sie sich eine Verbindung mit dem Grafen von Sternenberg im Voraus keinesfalls gedacht!

Die Sonne stand hoch am Himmel, als am Morgen nach ihrer Ankunft die Gräfin sich endlich von ihrem Lager erhob. — Sie zog die Glocke, welche den Kellner herbeirief, öffnete ein Fenster, das ihr die Aussicht auf die Brandung gewährte, und trank mit vollen Zügen die frische Meeresluft ein.

„Werden die gnädige Frau lange verweilen?“ fragte der Kellner, da er die Schokolade brachte, mit der seinem Stande eigenen Unterwürfigkeit. — „Das kann ich noch nicht sagen,“

war die Antwort, „es wird davon abhängen, wie es mir bei Ihnen gefällt.“

Diese Antwort hatte ihre Wirkung, denn kaum noch war das Frühstück begonnen, als leise an die Thür pochend, mit dem schönsten Lächeln angethan, die Wirtin hereintrat.

„Die gnädige Frau werden erlauben, daß ich meine Aufmerksamkeit mache,“ begann sie, „mein Name ist Ulrici, ich bin die Eigentümerin des Hotels.“ — „Klothilde reichte ihr die Hand. — „Es freut mich, daß Sie sich zu mir herabbeugen,“ sagte sie freundlich, „denn da ich —“ „D“ unterbrach sie die Wirtin, „es ist meine Gewohnheit, Damen, die bei mir abzuweichen geruhen, zu Diensten zu sein.“

„So gibt es Damen, die dieses Städtchen besuchen?“ „D“ machte die Wirtin, besonders in den letzten Jahren; Freilich, fügte sie hinzu, die Gräfin etwas mißtrauisch von der Seite betrachtend, „es gibt wenige Damen, die ohne jede Begleitung sich hierher begeben.“ — Die gnädige Frau bleiben längere Zeit bei uns hier im Hause?“ — „Das hängt von den Umständen ab. — Sehen Sie, meine gute Frau Ulrici, ich bin Witwe.“ — „Witwe!“ rief diese erstaunt, „noch so jung und schon Witwe!“ — „Weil der Tod mir der Tod nur zu früh meinen Gatten; ich wurde Witwe, da ich kaum sechs Monate verheiratet war.“ — „Sie werden sich bei uns gefallen, gnädige Frau,“ versicherte die Wirtin, „es gibt ja an der ganzen Küste keinen so entzückenden Ort, wie unser reizendes Verlamo.“

Die Gräfin lächelte. — „Und mit was darf ich aufwarten? Suppe? Braten? ein frischer Seefisch? oder —“

Frau Ulrici würde vielleicht noch in dieser Weise fortgeplaudert haben, aber Klothilde, die weder Verbindlichkeiten eingehen wollte, noch sonst von diesem Gespräch gefesselt war, brach die Unterhaltung kurz ab. — Sie gab vor, daß sie an Kopfschmerzen leide und einen Spaziergang am Strande des Meeres zu unternehmen gedenke; bis zur Tischzeit werde sie zurückgekehrt sein.

Also empfahl sich die Wirtin, nachdem zuvor alles ordnungsmäßig notiert, indes Klothilde unmutig den Kopf an die Fensterscheiben drückte, erzürnt über ihre Unfähigkeit, ein Mittel zu erfinden, wie sie dem Geheimnisse auf die Spur komme, dessen Lösung sie ja lebhaft hierhergeführt. Sie nahm ihren Hut, legte den Mantel an und begab sich hinab an den Strand.

Ungebuldig, mit sich selbst unzufrieden, irrte sie zwei Stunden lang am Gestade auf und nieder, ohne daß sie für das zu Beginnende eine feste Grundlage fand. Es verdroß sie, sich von dieser Frau Ulrici mit unnötigen Fragen behelligt zu sehen, und doch — was blieb ihr anders übrig, als die Rolle, welche sie begonnen, in Ruhe und Gelassenheit zu Ende zu führen, wollte sie sich nicht in ihrer eigenen Schlinge sehen.

Zur Mittagzeit kam sie nach Hause. Der Tag verging, ohne daß sich ihr zur Anspannung ihres Zweckes irgend welche Gelegenheit bot. — Und so auch der andere. Es schien, als habe sich das Schicksal gegen alle ihre kleinen Ränke verschworen, als solle jede kleine List, welche sie zur Anwendung brachte, erfolglos für ihr Vorhaben vorübergehen. Klothilde würde vielleicht noch viele Tage zwecklos in Verlamo hingekommen haben, wenn nicht gleich am vierten Morgen ihres Aufenthalts im Adlerhotel es der Zufall war, der ihr zu Hilfe kam.

Als die Gräfin, von einem Spaziergang heimkehrend, über den Korridor des ersten Stockwerks schritt, ward ihre Aufmerksamkeit durch eine silberklare Frauenstimme, die ein italienisches Lied sang, in hohem Grade rege gemacht. — Dieses Lied war bekannt; es war die Lieblingsmelodie ihres seligen Gatten gewesen, zur Zeit nämlich, da sie noch nicht mit ihm vermählt gewesen war. — Neugierig blieb sie stehen und horchte, bis eine anliegende Thüre sich aufthat und Frau Ulrici aus dieser heraus und auf den Korridor trat.

„Es ist meine Tochter deren Stimme sie hören, gnädige Frau,“ erklärte sie stolz, „wenn das Lied Ihnen gefällt und Sie ein halbes Stündchen mit dem bescheidenen Raume unseres Wohnzimmeres süßlich nehmen, wirds dem Kinde ein Vergnügen sein, es Ihnen noch einmal mit Begleitung vorzutragen.“ — Wenns genehm ist,“ fügte sie hinzu.

Die Gräfin nahm dankend das Anerbieten an und wurde also von der freundlichen Wirtin in das Zimmer geleitet. — „Meine Tochter Josefa,“ stellte die Mutter vor. — Das Mädchen erglühete und machte ihr Kompliment.

„Willst Du nicht noch einmal das Lied wiederholen und Dich dabei mit der Zither begleiten?“ hieß Frau Ulrici an; „die gnädige Frau haben an deinem Lied Gefallen gefunden.“ — „D, zu viel der Ehre,“ machte das Mädchen in Verlegenheit, indes sie sich beeilte, das gewünschte Instrument auf einem Tische aufzubauen.

Klothilde lauschte entzückt, als jetzt voll und weich die liebliche Stimme noch einmal ertönte. — Waren es doch dieselben Worte, die einstmal ihr Herz der Liebe offenbart! waren es doch dieselben süß schmelzenden Laute, die ihr Gatte damals so gern und später nie wieder gesungen, später, da sein Frohsinn dahin, seine Lebenslust auf ewig gewichen war! — Ihr Herz schwellte an; ihre Brust hob und senkte sich schnell und schneller, bis glänzende Tränen ihrem Auge entströmten und sie vollends in das Weh der Erinnerung gesunken war.

„Das Lied stimmt zur Barmherzigkeit,“ bemerkte das Mädchen leise. — Klothilde fuhr wie aus einem Traume empor. — „D, es ist reizend!“ sagte sie begeistert; „wer hat diese Worte in Musik gesetzt?“ — „Die Töne rühren nicht von einem größeren Meister; ein Mädchen aus unserem Dorfe hat sich um die Strophen verdient gemacht.“

„Eine Künstlerin?“ fragte die Gräfin. — „Rein gnädige Frau.“ — Ein Fischermädchen war sie, die Tochter meiner Tante, zur Erzieherin bestimmt. Leider hat sie ja niemals einen rechten Gebrauch von ihren Kenntnissen machen können, das arme Ding!“

„Ein so talentiertes Mädchen sollte die Welt durch ihre Vorzüge beglücken.“ — „D, ihre Vorzüge haben nur wenige gekannt. Das Schlimme war ja eben, daß sie so unglücklich, wie schön und geistreich war. — Da sehen sie nur das Bild, gnädige Frau, ob diese Züge nicht im Stande sind, jedes fühlende Herz in Bewegung zu setzen.“

Sie nahm über dem Divan, auf welchem die Gräfin saß, ein kleines Bild in der Hand, von der Wand, die Büste eines Mädchens von sechzehn, siebzehn Jahren; ein schmales, blaßes Antlitz, dessen verischene Augen ein seltsames Schwärmen verklärte, die wunderbar abtasteten gegen das Goldhaar, dessen Fülle sich in üppigen Flechten um das Haupt und den stolz gebogenen Nacken schlang. „Welch herrlicher Kopf!“ rief die Gräfin in Bewunderung. — „Und dennoch mußte sie untergehen. D, die arme Annetta!“

Annetta! Die Gräfin schaute verwirrt auf die Sprecherin. „Annetta hieß sie?“ fragte sie nach einer Weile. „Was ist es mit ihr?“ — „Du mein Gott!“ erwiderte Josefa; „es kennt ja ein jeder im Dorfe die traurige Geschichte. Wann es die gnädige Frau interessiert —“ — „Erzählen Sie, liebes Kind,“ drängte begierig Klothilde, „ich fühle Teilnahme für ein unglückliches Mädchen; ist doch mir selber das Ungemach nicht fern!“

„Nun denn,“ begann Josefa, „Annetta war, wie schon erwähnt, die Tochter meiner Tante, ihr einziges Kind. Der Vater starb vor vielen Jahren und so war große Not, das Geld zu erschwingen, was zu Annettas Ausbildung erforderlich war. Aber die gute Tante verlor den Mut nicht; sie arbeitete unaufhaltsam, ging fast täglich mit Fischen zu Markte, bis endlich ihre Tochter als Lehrerin angestellt war. Freilich, ihr Gehalt war gering; aber der Einfluß, den sie mit der Zeit auf die Verhältnisse unseres Dorfes auszuüben versprach, ungeheuer. D, sie hätte eine beneidenswerte Stellung hier einnehmen können, das arme Ding!“

„Nun?“ drängte die Gräfin, da Josefa schwieg. — „D, gnädige Frau, das Unglück kommt in mancherlei Gestalt; und am schwersten trifft es diejenigen, denen es in der verlockendsten Weise begegnet. Sehen Sie, eines Tages kehrte ein fremder Herr bei uns ein, von vornehmer Stände (er war ein Edelmann) und großem Reichtum, das weiß ich gewiß, und gefallt sich so gut in unserem Verlamo, daß er beschloß, Wochen lang hier zu verweilen. Er war aus Nizza gekommen, wohin er ja auch später zurückgekehrt ist. Wir boten nun alles auf, um einen so vornehmen Gast auch gut zu bewirten und luden zu diesem Zwecke auch eines Tages Annetta ein; ihr Zitherspiel, ihr Gesang, das heißt, unterbrach sie sich, „ihre Stimme war doch nicht so schön, wie die meinige ist.“

Fortf. folgt.

Zur Kultur der Kartoffeln.

Von Friedr. Roemer in Duedlingburg.

Vor zwei Jahren bezog ich Anfang März von einem englischen Hause einen Kasten Kartoffeln White Elephant. Auf dem Transport litten dieselben durch die um diese Zeit plötzlich eintretende Kälte, so daß ein großer Teil der Sendung ziemlich stark angefroren war. Auf sofortige Nachbestellung wurde mir die Mitteilung, daß ich nur noch 14 Pfd. dieser Sorte bekommen könnte, welche ich auch sofort nahm. Nachdem die eingelaufenen Bestellungen von der ersten Sendung befriedigt waren, blieben nur noch ungefähr 12 1/2 Pfd. gute gesunde Knollen übrig. Diese wurden sorgfältig in Stücke geschnitten, gegen Ende März in einen warmen Mistbeetkasten gelegt und mit Glasfenstern bedeckt. Infolge der regelmäßigen Bodenwärme trieben die Augen bald aus und wurden Keime, sobald sie sich einigermaßen entwickelt hatten, abgeschnitten und in ein Vermehrungsbeet gesteckt, wo dieselben auch sehr leicht anwuchsen. Ende April traf die zweite Sendung ein; die Kartoffeln hatten fingerlange Keime getrieben. Auch diese zerschnitt ich so gut es ging in möglichst viele Stücke sorgfältig auseinander, ohne daß die getriebenen Augen beschädigt wurden. Stecklinge sowohl wie ausgetriebene und nicht ausgetriebene Augen wurden an einem Tage gepflanzt, die einzelnen Pflanzen in Abständen von 21 und 24 Zoll, und später wie die übrigen Kartoffeln behandelt. Die Ernte war eine über alles Erwartung günstige, von den 12 1/2 Pfd. und 14 Pfd. (letzte englisches Gewicht = 13 1/2 Pfd. deutsches Gewicht) erntete ich 2623 Pfd. größtenteils sehr großer gesunder Kartoffeln. Einzelne hatten ein Gewicht bis 840 Gramm schwer. Ein viel einfacheres Verfahren fand ich in einem mir im vorigen Jahre von der amerikanischen Firma B. K. Blüß u. Söns zugesandten Kartoffel-Verzeichnisse angegeben, wovon ich die Uebersetzung in Nachstehendem im Dienste der Sache veröffentliche. Indem diese Vermehrungsweise selbst in den kleinsten Wirtschaften ohne besondere Vorbereitung angewendet werden kann, ist man überall in der Lage, sich ohne große Auslagen in kurzer Zeit die neuesten und besten Kartoffelsorten anzueignen. Es ist leider Thatsache, daß die alten wenig ergebigen und der Krankheit mehr unterworfenen Sorten noch vorzugsweise gebaut werden. Schon 1881 wurden auf der Konferenz aller landwirtschaftlichen Gesellschaften Englands in London die Ansicht ausgesprochen, daß nicht nur Saatwechsel, sondern auch Erneuerung der Sorten durch Zucht aus Samen das einzige bewährte Mittel sei, die Krankheit fern zu halten. Diese Ansicht hat sich auch in diesen Jahren wiederum glänzend bewiesen. Die neueren Sorten lieferten sehr wenig oder gar keine kranken Knollen, während bei den älteren oft der dritte Teil der Ernte auf dem Acker liegen blieb. Auch waren die älteren Sorten, wie Mühlgäuser, welche in hiesiger Gegend sehr viel als Speise-Kartoffel gebaut wird, zu diesem Zwecke fast nicht zu verwerten, wogegen Magnum bonum und Goldelse, welche ich für meinen Hausbedarf als Speisekartoffel gebaut habe, sich schon mehlig fochten.*)

Das Zerschneiden der Kartoffeln zu einzelnen Augen. Man nehme die zu zerschneidende Kartoffel in die linke Hand und halte das Stämmchen (die Stelle, an welcher die Kartoffel mit dem Stock verbunden war) nach unten. Bei genauer Beobachtung wird man bemerken, daß die Augen in regelmäßig gehenden Wreihungen von dem Ende nach der Spitze zu, ähnlich dem Gewinde eines Korkziehers geordnet sind, indem jedes Auge ein wenig unter dem andern und weiter herum von dem nächsten absteht. Man nehme nun ein dünnklüftiges Messer und entferne das unterste Auge, so daß man das Messer in die Mitte, zwischen den beiden untersten Augen einsetzt und ein keilförmiges Stück von der zu zerteilenden Kartoffel ausgeschnitten wird. Hierauf drehe man die Kartoffel, bis das nächste Auge erscheint, und verfahre so fort in derselben Weise. Sind drei bis vier Augen entfernt, so wird das untere Ende der Knolle eine pyramidenartige Form annehmen. Je näher man zu der Spitze der Kartoffel kommt, um so sorgfältiger muß das Ausschneiden erfolgen, damit alle Teile eine möglichst gleichmäßige keilförmige Form erhalten.

Diese Vornahme wird einige Tage vor dem Pflanzen der Kartoffeln ausgeführt, damit letztere, nachdem sie zerschnitten, etwas ausgebreitet werden, um abzutrocknen, kleinere Mengen kann man

*) Ausführliche Beschreibung und Preise der allerneuesten Züchtungen enthält das Preisverzeichnis der Kunst- und Handelsgärtnerei von Fr. Roemer in Duedlingburg für 1884/85.

ruhig in einen Beutel zusammen thun und bis zum Pflanzen darin lassen.

Die sämtlichen unten näher beschriebenen allerneuesten Züchtungen habe ich im vergangenen Frühjahr auf diese Weise behandelt und waren die damit erzielten Ergebnisse geradezu überraschend; nur selten war eins der gepflanzten Augenstücke ausgeblieben. Die erwachsenen Pflanzen bildeten auch nicht etwa, wie wohl mancher anzunehmen geneigt sein möchte, schwache Büsche; nein, wer nicht wußte, daß ich nur Stücke gelegt hatte, würde geglaubt haben, es seien ganze Knollen gelegt gewesen. Die Reize waren 31 Reihen im Quadrat gezogen und waren dieselben namentlich von Clarks Maincrop, Edgecote Purple, Earli Mayflower etc. vollständig zugewachsen. Als Beweis für die Güte der Knollen sei noch angeführt, daß Sortimente, welche hier von in Magdeburg auf dem ersten Internationalen Saat-Kornmarkte 1884 ausgestellt waren, mit dem einzigen Preise für Kartoffeln, der silbernen Denkmünze, und auf der Gartenbauausstellung in Frankfurt a. M. 1884 mit dem 1. Preise, der großen silbernen Denkmünze ausgezeichnet wurden. Auf diese Weise erntete ich bei White Elephant im vorigen Jahre 63fache, bei Improved White Rose, Clarks Main Crop ungefähr 50fache Ausfaat. Interessant ist noch der Bericht in dem Verzeichnisse der Firma B. K. Blüß u. Söns über die größte Menge Kartoffeln, welche von einem Pfunde Ausfaat gewonnen werden konnte. Früher sah die Firma Geldpreise aus. Nach dem hierüber erstatteten Bericht wurden geerntet von

1 Pfd. Comptons Surprise	1873 511 Pfd.
1 " Early Vermont	1873 607 "
1 " " "	1874 708 "
1 " Comptons Surprise	1874 900 "
1 " Brownells Beauty	1874 1018 "
1 " Snowflake	1875 1417 "
1 " Eureka	1875 1666 "
1 " Alpha	1876 1707 "
1 " Ruby	1876 1983 "

Die beiden letzteren zog Mr. H. C. Pearson Pitcairn N.-Y. Ruby wurde in 195 Hügeln gepflanzt, Alpha in 210 Hügeln 3 1/2 Fuß von einander, so daß Ruby 2394 Quadratfuß und Alpha 2548 Quadratfuß Fläche einnahm.

Haus- und Landwirtschaft.

[Verhütung der Kartoffelsäule.] Vielfach hört man die Klage, daß die in den Kellern aufgeschütteten Kartoffeln jetzt so stark faulen. Dieser Uebelstand war einigermaßen vorauszu sehen und zwar überall da, wo die Ernte vor der Reife und bei der warmen Herbstwitterung vorgenommen wurde und die Kartoffeln infolge der reichen Ernte in den Kellern hohe Schütten erhielten. — Wo die Säule nun auftritt, da kann dem weiteren Schaden doch noch vorgebeugt werden. Hierzu müssen die Kartoffeln an frostfreien Tagen aus ihrem Lager gehoben und auf eine Tenne geschüttet werden, woselbst die faulen Knollen auszu lesen sind. Sind die Kartoffeln naß, so lasse man dieselben abtrocknen. Falls die Witterung hierzu nicht günstig sein sollte, ist ein Bestreuen mit Steinkohlensäure oder auch Kalkpulver zu empfehlen. Der Boden des Kellers ist wieder zu reinigen und bestreut man denselben ebenfalls mit einer Kalkschicht. Hierauf bringe man die Kartoffel wieder ein, hüte sich jedoch vor zu hohem Aufschütten.

Berichtenes.

Das berliner Polizeipräsidium erläßt wiederholt die dringende Warnung vor dem Genuß rohen etc. Schweinefleisches zur Vermeidung der Trichinengefahr. Es heißt da, was wir auch der genauesten Beachtung unserer Leser empfehlen, wie folgt: Es wird vor dem Genuß jeglichen rohen Schweinefleisches ernstlich gewarnt und ferner darauf hingewiesen, daß lediglich ein vollkommenes Garkochen (Durchbraten) der Fleischstücke, wie sämtliche Zubereitungen aus Schweinefleisch (wie Fleisch-, Leber-, wurst, Klöße, Sülzen etc.) im Stande ist, die etwa vorhandenen Trichinen zu töten und dadurch jede Gefahr einer Gesundheits schädigung auszuschließen. Um das Garkochen (Durchbraten) größerer, dicker Stücke (Schinken, Gemischbraten etc.) zu ermöglichen, ist es nötig, etwa 8 Cm. von einander entfernte Einschnitte in die betreffenden Stücke zu machen, damit auf diesem Wege